

THEOLOGISCHE REVUE

120. Jahrgang

– Mai 2024 –

Sauer, Hanno: Moral. Die Erfindung von Gut und Böse. – München: Pieper 2023. 400 S., geb. € 26,00 ISBN: 978-3492071406

Der in Utrecht lehrende Philosoph Hanno Sauer präsentiert eine Geschichte der Moral, die in ihrem methodischen Zuschnitt dem Luhmannschen Programm einer Korrelation von Sozialstruktur und Semantik ähnelt. S. selbst beschreibt seinen methodischen Zugang als Genealogie, die gleichwohl hermeneutisch angereichert ist: Es geht ihm darum, die Ursprünge der Moral und entscheidende historische Transformationen als Verstehens- und Bearbeitungsbedingungen für zentrale moralische Probleme zu diskutieren. Sein Begriff von Moral folgt dabei einem streng funktionalen Verständnis, das er der evolutionären Ethik und der Spieltheorie entlehnt: Moral ist hier weniger Gefühl, Erfahrung, Empathie o. ä., sondern zunächst die schlichte Tatsache der Kooperation als früherer menschengeschichtlicher Form der Umweltanpassung, zugleich aber auch als elementarer anthropologischer Weichenstellung: Es sei gerade die Herausbildung kooperativer Moral, die unsere Spezies von Grund auf prägt.

S.s Buch ist daher keine Geschichte der Moralphil. und folgt auch nicht der Identifikation mit einer moralphil. Begründungstheorie, sondern stellt sich vielmehr als faszinierende, angenehm lesbare und kluge Mixtur aus Moral- und Kultursoziologie in ethischer Absicht dar: Er will zeigen, dass und wie sich heute ebenso wie in weit zurückliegenden historischen Kontexten das Kooperationsproblem stellt, wenngleich unter anderen Vorzeichen. Um etwa die heute so gravierenden ethischen Probleme im Zusammenhang mit den einschlägigen Diskriminierungsstrukturen wie Rassismus, Sexismus, Ableismus und Speziesismus zu verstehen und konstruktiv zu bearbeiten, ist ein Wissen um die fundamentalen historischen Transformationen von Moral ebenso wesentlich wie die Kenntnis von deren tiefen Dialektiken, die S. ebenso nachzeichnet: Kooperation war gut und sinnvoll, machte uns aber auch feindselig gegenüber Fremden. Die Aufteilung der Gesellschaft in „uns“ und „die anderen“ wurde m. a. W. auch durch die Institution bestärkt, die sie prinzipiell zu überwinden verspricht: die Moral. Die Fährte, die Sauer damit entwirft, führt bis in die jüngste Gegenwart, der sich v. a. die letzten beiden Kap. widmen – dort deutet er die Identitätskonflikte als Ergebnis einer jahrtausendealten Dynamik. So entsteht das Spielfeld einer „pessimistischen Fortschrittsgeschichte“ (16), die sowohl das Verbesserungspotential durch Moral wie auch deren Einbruchstellen luzide benennt. Moralischer Fortschritt sei kein Selbstläufer, sondern müsse gegen die „regressiven Kräfte einer sperrigen menschlichen Natur, die Irrationalitäten der menschlichen Psyche und die Gnadenlosigkeit des Schicksals verteidigt werden“ (16).

Auf annähernd 400 S. entwirft S. dazu ein Panorama, das sich in sieben Kap.n entfaltet und das in immer enger getakteten historischen Schritten auf die moralischen Problemlagen der

Gegenwart zuläuft. Ausgehend von der menscheitsgeschichtlich frühen Ausbildung von Kooperation als Reaktion auf u. a. die Bedrohung durch Predatoren und Umwelteinflüsse rekonstruiert S., wie die menschliche Neigung zur Kooperation langfristig beinahe instinkthafte Züge entwickeln konnte: Wir finden Kooperation intuitiv attraktiv und empfinden gegenüber Trittbrettfahrern Wut und Empörung. Dies belege, „dass die Evolution bei uns Menschen im Verlauf eines viele Millionen Jahre andauernden Lernprozesses soziale Präferenzen installiert hat, die uns Kooperation als intrinsisch geboten erscheinen lassen. Wir müssen nicht erst lernen, wie Kooperation funktioniert.“ (43)

Auf die gleichwohl bleibend attraktive Option zur Handlungsdefektion reagierten Gesellschaften daher mit der Ausbildung von Strafpraktiken. S. bettet diese Entwicklung in eine Theorie der menschlichen Selbst-Domestikation ein, die nicht nur ethologische, sondern auch kognitive Folgen hatte: Menschen wurden sozialverträglicher und weniger aggressiv, was wiederum auch verbesserte Kommunikationsfähigkeiten zur Folge hatte. Am wahrscheinlichsten sei die Annahme, dass wir uns selbst domestiziert haben, so S., „indem wir die aggressivsten und gewalttätigsten Mitglieder unserer Gruppen schlichtweg töteten. [...] Unsere evolutionäre Geschichte machte uns damit gleichzeitig mehr und weniger brutal. Wir sind zwar ab diesem Stadium im Großen und Ganzen friedfertig, kooperativ und harmoniebedürftig, reagieren aber umso empfindlicher auf normative Abweichungen anderer, die wir peinlich überwachen und unerbittlich bestrafen.“ (77)

Besondere Bedeutung entwickelt dann gerade in wachsenden Gesellschaften die Rolle kulturellen Wissens, dessen kumulativer Charakter von S. hervorgehoben wird: Kulturelle Evolution habe Praktiken, Wissensformen und Gegenstände erzeugt, deren genaues Verständnis sich den einzelnen beteiligten Menschen regelmäßig entziehe. Die menschliche Fähigkeit zur „Hyperimitation“, also zur präzisen Imitation von Handlungen auch dann, wenn deren genauer Sinn nicht unmittelbar ersichtlich ist, reagiere auf diese Problematik: So konnte hochkomplexes Wissen über Generationen weitergegeben und schrittweise verbessert werden. Diese zunächst kulturhistorische Beobachtung hat schließlich auch ethische Relevanz, weil es, wie S. betont, für kulturelle Evolution „keine Abkürzung“ (133) gibt: Demokratische Strukturen beispielsweise können nicht einfach importiert, sie müssen durchlaufen werden.

Während die Tradierung und Entwicklung kumulativer Kultur an Konformität und Imitation gebunden ist, prägt die Geschichte der Moral auch eine gegenläufige Tendenz zur Entfaltung von Ungleichheit und Hierarchie, die S. historisch an den Beginn der ersten großen Zivilisationen und Imperien koppelt. Zugleich entzieht er sich wohlthuend der anderswo beliebten Dichotomie zwischen einer hierarchisch-gewalttätigen Lebensform im Gefolge der Sesshaftwerdung einerseits und den vermeintlich egalitär lebenden Jäger-und-Sammler-Gesellschaften andererseits. Mit David Graeber vermutet er, dass „die populäre Erzählung vom Übergang egalitärer Stammesgesellschaften zu inegalitären Großgesellschaften“ uns eher darauf vorbereite, „jenen Übergang [...] als unvermeidlich und alternativlos zu akzeptieren.“ (161)

Besonderes Gewicht für S.s Geschichte der Moral gewinnt die mit dem Akronym „WEIRD“ belegte Theorie des kanadischen Kulturanthropologen Joseph Henrich. Ausgerechnet die im globalen Maßstab hochpartikulare und kleine Gruppe von Menschen mit den Eigenschaften „western, educated, industrialized, rich, democratic“ habe die moralsoziologische Tendenz zum Universalismus in die Welt gebracht, die, ihren eigenen Anspruch gleichsam karikierend, einen historischen Ausnahmefall bildet und von Henrich und S. dabei ursächlich auf jene Destruktion von

Verwandtschaftsnetzwerken als dem zentralen Organisationsprinzip der Gesellschaft zurückzuführen sei, die die kath. Kirche von der Spätantike bis ins Mittelalter durchgesetzt habe. S. – allzu großer Sympathien gegenüber den Theologien selbst vollkommen unverdächtig – bilanziert daher umso bemerkenswerter: Die konsequenteste, im Henrichschen Sinne also „weirde“ Formulierung einer „individualistischen Ethik der Autonomie [bildet] das kognitive Endprodukt der Familienpolitik der mittelalterlichen katholischen Kirche“ (214). Er betont aber auch: Es sei zugleich eben diese Entwicklung, deren Dialektik der kath. Kirche heute zum Verhängnis zu werden scheint.

Es sind überraschende diagnostische Querverbindungen wie diese und viele weitere, die S.s Buch zu einem intellektuellen Vergnügen werden lassen. Ihm gelingt nicht weniger als eine klar fokussierte und dabei ungeheuer materialreiche Sichtung jener ebenso seltsamen wie natürlichen Wirklichkeit menschlicher Moral, die heute zunehmend Opfer ihrer eigenen Leitunterscheidung zu werden droht. Auch dieser Hürde – dem Vorwurf des Moralisierens – begegnet S. klug, indem er diesen mitunter reflexhaft geäußerten Generalverdacht zurückweist und ihn stattdessen zu einer gesellschaftlich operationalisierbaren Variante umformt: Entscheidend sei, dass Gesellschaften reflexiv mit der Frage umgingen, was moralisiert und was demoralisiert werden sollte.

Über die Autorin:

Simone Horstmann, Dr., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Katholische Theologie der Technischen Universität Dortmund (simone.horstmann@tu-dortmund.de)